

PETER HELLER: DER JUNGE KANITZ

(Bericht aus den 40er Jahren)

Angesichts der Gefahr einer deutschen Invasion im Mai 1940 internierten die Engländer an die dreißigtausend von uns als »feindliche Ausländer« mit der Begründung, sie müßten England vor Unterwanderung durch Kolonnen feindlicher Spione, die sich eingeschlichen hätten oder eingeschlichen haben könnten, schützen. Die meisten waren, wie ich, »rassische« Flüchtlinge aus Hitlers Österreich und Deutschland, kurz: Juden, wobei Religion, da Hitler uns als »Rasse« definierte, keine Rolle spielte. Eine Minderheit bestand aus politisch Verfolgten, zumeist Linke, Sozialdemokraten, Kommunisten, aber auch bürgerlich Liberale und Konservative. Über zweitausend von uns wurden nach Australien verfrachtet, zweieinhalbtausend kamen, zusammen mit gefangengenommenen deutschen Soldaten, eines Morgens zu ihrem Erstaunen in Kanada an. Mittlerweile meldeten sich Stimmen im englischen Parlament, daß es ungerecht und unklug sei, die Gegner des Gegners und Obdach Suchenden mit dem wirklichen Feind, den kriegsgefangenen deutschen Soldaten und den Hitler anhängenden Auslandsdeutschen, zusammen einzusperren. Nach ein bis zwei Jahren hinter Stacheldraht gab es folglich für manche von uns, die einen finanziellen Garanten in Kanada ausfindig machen konnten, die Gelegenheit ebenda <196> unter monatlicher Meldepflicht bei der Polizei <196> frei zu kommen. Andere durften sich zu einer unbewaffneten Arbeitsdiensttruppe nach England zurückmelden. Vergleicht man die Erfahrung dieser Internierung mit dem Schicksal der vom Genozid Betroffenen, so wird man diese kleine Episode im großen Zweiten Weltkrieg mit Recht als harmlos bezeichnen. Später siedelten sich die meisten der Deportierten in Kanada, den benachbarten Vereinigten Staaten oder in England an. Jedoch erwies sich das Erlebnis der Internierung, so wenig man sich dessen bewußt gewesen sein mochte, im Nachhinein doch als unvergeßliche Erfahrung dessen, was Exil bedeutet.

Dabei waren »wir«, denen die Nazi-Ideologie einen phantastischen Zusammenhalt zuschrieb, als hätten wir an einer globalen Verschwörung teil (man denke an die »Weisen von Zion«), nicht nur keine homogene Rasse, bildeten auch keine Gemeinschaft, sondern vielmehr, zumindest im Bewußtsein der meisten von uns, einen, durch den »Zufall der Geburt« zusammengewürfelten Haufen von Menschen, die in den Internierungslagern zu engstem Zusammenleben gezwungen wurden. In unserer alten Eisenbahnhalle, in der sich über 500 Menschen in übereinander gestapelten Bettgestellen befanden, hatten wir so ziemlich alles: von Karten spielenden schweren Jungen, witzigen Taschendieben, professionellen Betrügern, die sich mit monotoner Vorliebe nur der größten Ausdrucksweisen bedienten, bis zu verwöhnten Angehörigen irgendeiner vornehmen Gesellschaftsclique, die vor Feinheit förmlich näselten. Andere wieder waren zwar unter unsere Refugee-Scharen geraten, da man sie ihrer Staatsangehörigkeit wegen interniert hatte, aber infolge langen Aufenthalts in England längst nur noch des Englischen mächtig; indes wieder andere sich nur in einem deutschen oder österreichischen Dialekt verständlich machen konnten. Es gab klassenbewußte Proletarier, solide Handwerker, kundige Landarbeiter und Bauern, Großindustrielle, Krämer, ja auch Aristokraten, die sich um einen echten Hohenzollern in einem exklusiven Klügel scharten, neben labernden, lallenden Schwachsinnigen und scharfsinnigen oder auch bloß gelehrten Universitätsprofessoren und mehr oder minder talentierten Künstlern oder Bohemiens. Es gab Männer wie den Stemmer Baumstark, der ein Klavier auf dem Rücken tragen konnte und gleich neben oder in der Matratze über ihm meinen höchst gebrechlichen Dichterfreund oder auch den virtuosen Geiger, der, da er seine Arme nicht belasten zu dürfen meinte, immer jemanden fand, der ihm den Geigenkasten hinterher trug. Wir hatten, neben fanatischen Kommunisten und rabiaten Nationaljuden, stockbürgerliche Liberale und Konservative, nebst anfänglich einem Kontingent strammer Nazis, die bei jeder Gelegenheit das Horst Wessel-Lied anzustimmen bereit waren, worüber es mitunter zu Schlägereien kam, die den kanadischen Militärbehörden zunächst unverständlich waren, da sie meinten, es mit einer homogenen Masse gefährlicher Patrioten des Dritten Reichs zu tun zu haben, und die, als sie erfuhren, wir seien zu allermeist nur Zivilisten und überdies Juden, für uns nichts übrig hatten als Abneigung, Spott und eine mit einer gewissen mythischen Furcht und mythischem Haß durchsetzte Verachtung, die sie unter demokratischen Phrasen zu verbergen sich nur selten die Mühe

gaben. Es gab wenig gemeinsame Nenner, die uns miteinander verbanden, außer etwa, daß sich viele, da unser Haufen hauptsächlich aus jungen oder doch nur bis ins mittlere Alter reichenden Männern bestand, nach Frauen überhaupt oder nach bestimmten Frauen sehnten <196> obschon man angeblich Brom in unsere Nahrung zwecks Beruhigung mischte <196> und sich damit abquälten, indes Homosexuelle, die sich nicht nur ineinander verliebten, manche Gelegenheit fanden, sexuell Unbefriedigte zu ihrer Variante der Sexualität zeitweilig zu konvertieren. Auch gab es natürlich politisch <196> oder administrativ <196> und professionell Interessierte, die sich in Lagerämtern, Lagerversammlungen, Lagerfunktionen <196> zum Beispiel als, bedeutende Küchenorganisatoren <196> in oft fieberhaften Konkurrenzkämpfen auf künftige Berufe vorbereiteten, wohingegen andere einsam in der Masse hindämmerten. Es war eine ganze Welt auf kleinsten Raum zusammengedrängt; und ich, der noch sehr jung und neugierig war, betrachtete das Ganze oft, als wäre es ein Theaterstück.

Erst später erlaubte ich mir, mir unserer damalige Lage und Erfahrung im Niemandsland des Exils zu vergegenwärtigen. Wir waren staaten- und rechtlos; menschliches Schwemmgut, über das man nach Belieben verfügen konnte; gab es doch auch Pläne von englischer Seite uns gegen englische Kriegsgefangenen in Deutschland auszutauschen, in welchem Fall wir, Juden, allerdings wohl fast alle in Arbeits- oder Vernichtungslagern umgekommen wären, welche die Deutschen für unsereinen eingerichtet hatten. Zwar wurde einem diese unsere Ohnmacht <196> auch wenn sie einem als Tatsache »im Kopf« bekannt war <196> solange man nicht gerade hungerte oder fror <196> kaum bewußt. De facto aber war man als bloßes Mitglied einer als gesellschaftliches Kollektiv fiktiven »Menschheit« völlig dem Zufall ausgeliefert.

Mag sein, daß sich mir gerade darum ein Erinnerungsbild eingepägt hat, das keiner wirklichen Person voll entsprechen mag, sich aber aus Einzelheiten zusammenfügte, die sich um den mir bloß kurz berichteten Tod des jungen Kanitz ansammelten.

Ich wußte, daß sein Vater seinerzeit in Wien eine Zeitschrift mit dem Titel »Der Kosmopolit« herausgegeben hatte, kannte den jungen Kanitz aber nur flüchtig. Im Internierungslager verwechselte ich sogar eine Zeit lang den etwas blassen, hochaufgeschossenen jungen Mann mit dem später berühmten Atom-Spion und kommunistischen Physiker Klaus Fuchs, der ebenfalls in unserem Lager war.

Der alte Kanitz war, wie mir berichtet worden ist, wohlhabend gewesen, aus guter jüdischer Bürgersfamilie, Inhaber des Verlags Kanitz und Söhne; ein, wie es sich für Juden eines mittleren Bürgerstandes gehörte, im Sinne der Aufklärung liberal und sozial gesinnter Mann, auch als Sammler und Kenner von Goetheana und insbesondere von Wagneriana bekannt, obschon er mit dem Antisemitismus dieses von ihm als Genie verehrten Künstlers gewiß nicht übereinstimmte. Wagner, der ja doch wohl von einem jüdischen Vater abstamme, meinte er, sei, wie er selbst, im Grunde ein Kosmopolit, mit Nietzsche zu reden: sogar »ein guter Europäer« gewesen.

Dachte er anders, als 1938 die deutsche Armee mit Blumen bekränzt unter dem Jubel eines begeisterten Volks in Österreich einmarschierte, und als mit wagnerianischem Pomp, durch dröhnende Fliegerstaffeln zeitgemäß verstärkt, der Nationalsozialismus das neue Millenium verkündete? (Wir Maturanten des Jahrgangs '38 hatten damals eine Schularbeit im »Sinne des Umbruchs« zu dem Faust-Zitat »Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag« zu schreiben). Bis '38 war der alte Kanitz jedenfalls unter jenen Kennern der politischen Lage gewesen, die davon überzeugt waren, daß der Nationalsozialismus sich im Rahmen des deutschen Kulturvolks auf die Dauer als gemäßigter erweisen werde, als er, um ungebildeter Masse zu imponieren, auftrat; und daß ferner die überlegenen, demokratischen Westmächte, beziehungsweise die Anforderungen der internationalen Wirtschaftslage diese »irrationale« Bewegung entschärfen und zur Vernunft bringen würden. Auch würde bekanntlich »nie so heiß gegessen wie gekocht«; weshalb man, wenn irgend möglich, ruhig in seiner Heimat <196> i.e. Österreich <196> bleiben sollte. »Abwarten <196> und Tee trinken«, sei das Gebot der Vernunft.

Auch ignorierten ihn im Zug ihrer Machtübernahme die Nationalsozialisten zunächst, vielleicht auch weil der »Kosmopolit«, bei geringer Auflage und versöhnlicher Gesinnung im Sinne eines allumfassenden Humanitätsideals ihnen, wenn überhaupt, bloß lächerlich vorkam und man zunächst anderes zu tun hatte. Gründlich wie sie bei der bürokratischen Durchführung ihres programmgemäßen Terrors waren, statteten sie dem Verlag im Spätherbst aber dann doch den obligaten Besuch ab, bei dem die dazu Bevollmächtigten das Mobiliar zusammenschlugen, die Bestände des Verlags konfiszierten und den alten wie den jungen Kanitz, der im Verlag des Vaters mitgearbeitet hatte, verhafteten und zunächst <196> ordnungsgemäß <196> ins Landesgericht abführten.

Der Alte, erwies sich, stand immerhin auf einer schwarzen Liste, nicht nur, wie man »dem Saujuden« beim Verhör klarmachte, wegen seiner offenbaren Verbindungen mit dem sowohl bolschewistisch wie auch kapitalistisch internationalen Weltjudentum (wie von einem jüdischen Parasiten zu erwarten), sondern insbesondere weil er <196> vor und während der Herrschaft des Austrofaschismus <196> sich erfrecht hatte, die Sozialisten zu unterstützen, was einem Landesverrat gleichkam. Er wurde daher zur Verschickung in ein KZ verurteilt, wo man ihn »eines Besseren belehren« würde.

Von seinem nur wenige Monate andauernden Aufenthalt in einem KZ, dessen Namen mir entfallen ist (war es Mauthausen? war es Buchenwald?) berichtete mir später ein Mithäftling: Den alten Kanitz, einen »starken, korpulenten Herrn mit großem rotem Gesicht«, »über sechzig und leidend«, hätte man »besonders hergenommen«. Er sei <196> was ja immer ein Fehler in den Lagern war <196> von Anfang an aufgefallen, schon durch seine Statur, dann auch beim Sandsackschleppen einem humorvollen Wiener SA-Aufseher zu langsam gewesen, und daher zu einer »Abmagerungskur« bestimmt worden. Diese bestand darin, daß man ihn in seinen langen Unterhosen und Socken stundenlang auf dem Eis hin und her springen ließ, was den umherstehenden Wärtern allerdings mehr Spaß machte als den Häftlingen, die bei solchen Gelegenheiten (zum Beispiel wenn »Aufsässige« <196> zu ihrer Belehrung <196> halbwegs zu Tode verprügelt wurden) ebenfalls stundenlang in der Kälte stillstehen und zuschauen mußten. <196> Der alte Kanitz hätte sich übrigens von der Abmagerungskur nur eine Lungenentzündung geholt und sei daraufhin ordnungsgemäß ins Lazarett geschickt worden, wo er eines natürlichen Todes starb.

Den jungen Kanitz, der gemäß der Lieblingsoper seines Vaters mit Vornamen Siegfried hieß, habe man hingegen nach zwei Tagen Haft im Landesgericht entlassen. Nicht einmal im KZ sei er gewesen, was er auch kaum überstanden hätte, da er feiner und zarter als sein robuster Vater gewesen sei.

Wie er die auf vorgedrucktem Formular empfangene Nachricht vom Tod seines Vaters aufnahm, wußte niemand zu sagen. Man sah einander damals meist nur flüchtig. Vor dem britischen stand man von früh bis spät abends Schlange in der Hoffnung auf ein Visum. Jeder hatte, wie man sagte, seine eigenen Zores.

Hingegen wußten ihm Befreundete, der junge Kanitz hätte wegen Rassenschande in Schwierigkeiten kommen können, wenn ihm nicht <196> und zwar gerade infolge solcher Rassenschande <196> Verbindungen zu einflußreichen Nazis zu Hilfe gekommen wären. Er war vor der Machtübernahme mit einer »Arierin« verlobt gewesen. Auf einem Photo erscheint sie Hand in Hand mit ihm: ein hochgewachsenes, brünettes Mädchen mit einer Stubsnase und sanft erstaunten Reh-Augen, elegant und gesittet; eine »Hofratstochter« aus »gutem Haus«, was damals in der Wiener Gesellschaft viel galt und auch ein gewisses Aufsehen erregte. Ihr Vater, ein christlich-sozialer Abgeordneter mit großen politischen Ambitionen (später leider wegen seiner Teilnahme an korrupten Transaktionen inhaftiert) war durchaus gegen die Verlobung mit einem <196> noch dazu liberal gesinnten <196> Juden. Aber so ruhig und höflich das Mädchen war, so entschieden war sie in ihrer Zuneigung zu dem jungen Mann. Beide galten als weltfremd und scheu. Still, in sich ruhend, allem Krassen und Sensationellen abgeneigt, dabei auf eine unauffällige Weise elegant und korrekt <196> wenn man ihnen etwa Sonntag Vormittag bei den philharmonischen Konzerten im Foyer begegnete <196>, wirkten sie in ihrer etwas exklusiven Art als ein durchaus überzeugendes Paar.

Als mit der Machtübernahme die Nürnberger Rasse-Gesetze in Kraft traten, war es damit freilich aus. Es gab in ihrer Familie verarmte Verwandte, die, vorher illegale Parteigenossen, nun über Nacht große Herren waren und mit Anzeige wegen Rassenschande drohten. Da aber derartiges publik zu machen, für die Familie, inklusive die prominent gewordenen Nazis, immerhin ein Skandal gewesen wäre, so nützte, hieß es, dem jungen Kanitz das kriminell gewordene Verhältnis mehr als es ihm schadete. Die eifernden Verwandten konnten es kaum erwarten, daß der junge Mann emigriert war. Die ganze Abwicklung der »Arisierung« des Verlags, für den der Junge nach dem Tod des Vaters haftbar und zuständig war, samt Erlegung der »Reichsfluchtsteuer« <196> diese umständliche Plünderung mit zugehörigem legalem Theater <196> hätte monatelang dauern können. In seinem Fall ging's »wie geschmiert«. Alles wurde ihm <196> natürlich so, daß er dabei keinen Heller behielt <196> »gerichtet«. Man fand sogar, das sei von diesen Verwandten verhältnismäßig anständig gewesen <196> sie hätten ihn schließlich auch ins KZ bringen können. Aber offenbar wollten sie das auch wieder nicht, eben wegen des Skandals, sowie aus Rücksicht auf die Gefühle des jungen Mädchens, die man auf eine zeitgemäßere Verbindung zu bringen hoffte.

So jedenfalls stellte sich die Sache dem ehemaligen jüdischen Buchhalter des alten Kanitz dar, der für die Abwicklung der Verlagsangelegenheiten gebraucht wurde und erst danach die Ausreiserlaubnis erhielt. Der junge Kanitz aber verbrachte diese Monate in einem Zustand der Betäubung und Stumpfheit. Dem Tod seines Vaters folgte das Verbot seine Braut zu sehen, der man nur damit zu drohen brauchte, man würde ihren Verlobten verklagen, um sie dazu zu zwingen, Wien zeitweilig zu verlassen. Dazu kamen die ständigen Erniedrigungen und Beschimpfungen, denen der, an Grobheit und Verachtung nicht hinlänglich gewöhnte junge Mann im täglichen Umgang mit den »Arisieren« ausgesetzt war, die im Verkehr mit dem »jüdischen Untermenschen« einen eigenartigen Jargon entwickelten, in dem sich die kalt-formelle Ausdrucksweise bürokratisch und juristisch formulierter Anordnungen mit pöbelhaften Injurien zu einem für das Dritte Reich charakteristischen Stil verbanden.

In England angekommen, fand Siegfried Kanitz zunächst allerdings nur eine dürftige Unterkunft, wenn auch die Stellung als Gehilfe in einer Buchhandlung, die ihm ein Refugee-Comittee verschaffte, seiner Mentalität besser entsprach als die meisten Jobs, die gewöhnlich anstrengendere körperliche Arbeit als Hilfsarbeiter <196> für die Frauen als Hausgehilfinnen <196> erforderten. Er hoffte nun, seine Braut würde ihm nachkommen, Mit der Zeit aber wurde immer deutlicher, daß sie sich zur Emigration denn doch nicht entschließen konnte. Weg von den Eltern, von Wien <196> wer wollte das auch, es sei denn man wurde zur Wahl gezwungen, entweder in der Heimat umzukommen oder in der Fremde weiterzuleben. Die Heimat, die eigene Kindheit, das Gewohnte, eine Welt von Gesten, von selbstverständlicher sprachlicher Verständigung, die Luft, die Gegenden, und ja: die menschliche Gesellschaft, in der man, ob man will oder nicht, zu Hause ist, verlassen zu müssen, erweist sich für die meisten Menschen als ein Fluch, mögen manche dies auch leugnen, um sich des Elends nicht bewußt zu werden, oder die Erhellung und Erweiterung des Horizonts, die es <196> neben anderen Vorteilen <196> mit sich bringen mag, nicht zu schmälern. Es bleibt eine ständige, ermüdende Last, eine Wunde für das ganze Leben, was freilich kein Mensch begreift, der das nicht selbst erfahren hat.

So enttäuscht und verletzt er war, als sie ihm nicht nachkam, gestattete der junge Kanitz sich dennoch nicht, seiner Verlobten einen Vorwurf zu machen. Da er auf dem Umweg über Bekannte noch heimlich mit ihr korrespondierte, wies er sie vielmehr auf seine beschränkten Verhältnisse hin und verschwieg ihr auch nicht die geringen Aussichten, die sich ihm im Ausland eröffnet hatten.

Siegfried Kanitz war ein Idealist. Der Funke dieses Idealismus blieb ihm auch in der Emigration. Sein Vater hatte auf das Geschäft geschaut, dessen Einkünfte aus seiner bedeutenden Investition in ein berühmtes »Lokal- und Revolverblatt«, stammten, das mit photogenem Skandal, Bildmaterial zu Mord und Totschlag nebst pseudowissenschaftlichem Geschmus, rührseligen Geschichten, sensationeller Reklame, giftigem Humor, astrologischen Vorhersagen, Rezepten und probaten Hausmitteln, bei oft empörter patriotischer

Gesinnung, sich im »Volk« seit eh und je gut verkaufte. Hingegen trug eine Zeitschrift wie der »Kosmopolit«, an welcher der junge Kanitz mitgearbeitet hatte, kaum etwas ein. Nun aber kam ihm seine Erfahrung in der Redaktion des »Kosmopolit« insofern zu Hilfe als er das Vokabular dieser pazifistisch, international und demokratisch gesinnten Publikation für eine gebildete Leserschaft mit tiefster Überzeugung beherrschte und es im Dienst des Kampfes gegen den Faschismus zu verwenden entschlossen war, der selbstverständlich schon in der Parteinahme im Spanischen Bürgerkrieg, vielmehr aber noch in der Gegnerschaft gegen den Imperialismus des großdeutschen Reichs, nun selbst zum Krieg gegen den faschistischen Militarismus aufrief. Zunächst war ihm allerdings der Zugang zu solcher Tätigkeit insofern erschwert, als er im Gymnasium nur eine minimale Kenntnis der englischen Sprache erworben hatte. Auch waren die »Kosmopoliten«, die ihren Tisch im Café Pucher hatten und dort über Europa hinaus Konzepte zur Weltverbrüderung entwickelten, im Grunde über Wien <196> bei guten Beziehungen zu Prag und einem Korrespondenten in Zürich <196> kaum je hinausgekommen. Jedoch ließ Kanitz sich keineswegs entmutigen, wie sich er übrigens auch in London nie erlaubte wie andere Ex-Österreicher über die Abwesenheit von Caféhäusern, das Fehlen von Konditoreien, die für den Wiener Geschmack grauenhafte englische Küche larmoyante Reden zu führen. Fleißig und klug wie er war, lernte er Englisch und fand auch bald Anschluß an eine österreichische Emigrantenzeitschrift, mit der er allerdings in der Phase des Hitler-Stalin-Pakts in eine gewisse Spannung geriet, da sie sich als kommunistisch orientiertes Blatt erwies, das zwar parteitreu an der antifaschistischen Einheitsfront festhielt, jedoch mit dem mit England, dem Westen, ja sogar mit den USA (trotz der dort herrschenden hoch-kapitalistischen Gesinnung und Ideologie) sympathisierenden Liberalismus eines Kanitz nicht einverstanden sein konnte. Vielmehr forderte das Blatt, daß man die Sowjet-Union unter der Führung des Kameraden Stalin als die einzig wahrhafte Demokratie und Verwirklichung bevorstehender revolutionärer Weltverbrüderung in jedem Beitrag <196> zumindest implizit <196> anerkannte und anpries.

Von solchen Beeinträchtigungen, die seinen Idealen doch nichts anhaben konnten, erlöste ihn der Ausbruch des Kriegs, an dem er <196> unbeschadet seiner Überzeugung als Pazifist <196> als Freiwilliger sogleich teilzunehmen sich bei einem englischen recruiting office meldete, wo man ihn jedoch mit einer, wie ihm schien, zweideutigen Auskunft höflich auf einen späteren Termin vertröstete. Er wartete und schrieb <196> unter anderem auch einen Brief an die Regierung, in der er dem Prime Ministre verständlich zu machen suchte, warum man die englische Übersetzung von Hitlers »Mein Kampf« verbieten sollte, worauf er aber keine Antwort bekam.

Er wartete und wußte die englische Behörde sogleich auch für die Weise, in der sie ihn hinhielt, zu rechtfertigen. Sie mußten sich durch gründliche Information vor Spionen schützen; konnten schließlich nicht wissen, ob sich nicht manche als Refugee eingeschlichen hätten. Endlich versprach man ihm, daß er sich gegebenenfalls in Zukunft zum Pioneer-Corps, einer Truppe die, ohne Gewehr, sich mit der Schaufel betätigte, würde melden dürfen.

Dämmerte ihm nun schon, was es heißt ein »foreigner« zu sein? Wo immer er hinging mit seinem Akzent, fragten die Leute ihn aus. Man war damals noch interessiert: Jeder wollte noch ein Detail hören, wobei die Einen vermuteten, daß man übertrieb, hingegen man Andern gar nicht genug Schauerliches berichten konnte. So angenehm dieses Interesse manchen war, Kanitz fühlte sich als eine Art Rarität nicht wohl. Engländer aus höheren Kreisen, die er von den Festspielen in Salzburg her in freundlicher Erinnerung hatte, wollten offenbar mit ihm nichts mehr zu tun haben, vielleicht auch, weil sie früher, als sie ihn als »charming Austrian« kennengelernt hatten, nicht wußten, daß er bloß ein Jude sei. Auch macht ja Armut unbeliebt.

Dennoch lernte er auch eine überaus freundliche englische Familie kennen, die sich seiner annahm. Eine derartige Beziehung auszunützen war er zu stolz und zu bescheiden. Zu einer Zeit als sich die meisten Refugees um Beziehungen bemühten und sich ihre rühmten, empfand er derlei Taktik als widerwärtig. Immerhin luden seine Engländer ihn auf ihren Landsitz ein. Auch unterwies ihn der Gastgeber im Fischen, auf Lachse an einem berühmten Fluß, with the dry fly upstream, mithin in der vornehmsten Variante der

Fischerei, für die Kanitz jedoch weder Interesse noch Talent bewies, zumal er sich davor scheute irgendein Lebewesen, sei es auch nur einen Fisch, zu verletzen oder zu töten.

Charming people, zweifellos; die sicherlich auch in ihrer Lebensweise eine Art der Gemütlichkeit fanden, die ihrem Gast verschlossen blieb. In einer Fremdsprache <196> die fremd blieb, auch wenn man sie einigermaßen »beherrschte« <196> fühlte man sich an sich schon wie in fremden Kleidern. Dazu kam, daß, wo sich der Österreicher gehen läßt, die immer höflichen Gastgeber stocksteif blieben. Und wenn man des Abends mitunter beisammen saß und kaum jemand auch nur ein Wort sprach, so wurde dem Wiener, der an eine ständig fortplätschernde Konversation und ein Rankenwerk höflicher Floskeln als ein unumgängliches gesellschaftliches Ritual gewöhnt war, ein solches Beisammensein fast zur Marter, auch wenn er vermutete, daß derartige formell-informelle Schweigestunden für seine Gastgeber selbstverständlich waren und man von ihm erwartete, er werde sich in ihnen wohl und fast heimisch fühlen.

Es war da nichts fürs Herz. Mochten Kinder und Halbwüchsige sich anpassen können, Siegfried war mit seinen achtundzwanzig Jahren ein erwachsener Mensch. Österreichisch-jüdischer Art, recht groß, kurzsichtig (er trug Brillen), mit großen, ruhevollen Augen, großer Nase, etwas vornüber gebeugt, in seiner Haltung etwas schlapp, sehr zuvorkommend, ein Büchermensch, ein Bücherwurm, wurde er von den mit ihm bekannten Refugees gern als eine »Seele von einem Menschen« und als »durchaus integer« bezeichnet, ohne darum sonderlich geschätzt oder auch nur beliebt zu sein, da die Umstände weniger nach reiner Menschlichkeit als nach Ellbogen zu verlangen schienen.

Und also wartete er und hoffte er würde kämpfen <196> für Demokratie, Gleichheit, Freiheit, Brüderlichkeit, die bessere Zukunft <196> und verstand nicht, warum sich, wie er sagte, sein Fall so in die Länge zog. Eines Tages aber, er befand sich gerade nahe der Küste des Ärmelkanals, kamen freundliche Polizisten in Zivil und führten ihn <196> unter der Versicherung, er werde höchstens ein, zwei Tage zu einem Verhör geführt, <196> in ein Internierungslager, oder vielmehr zunächst in einen mit hunderten Menschen angefüllten Raum der Town Hall, wo man die erregt durcheinander laufenden und gestikulierenden Zivilisten in eine, nach militärischen Begriffen einigermaßen akzeptable Ordnung zwecks ihres Abtransports in Auffanglager zurechtzustauchen begann.

Man war dabei, wie dies bei solchen Situationen oft der Fall zu sein scheint, ständig von »Experten« umgeben, die, bei entgegengesetzten Meinungen, über alles, was uns anging, genau Bescheid zu wissen behaupteten. »Das Ganze dauert höchstens drei Tage <196> und wir sind frei, ich habe das aus verlässlicher Quelle.« »Hören Sie! Ich bin mit dem Foreign Minister persönlich bekannt und weiß, daß in meinem Fall selbstverständlich interveniert wird. Aber für das Gros der Inhaftierten.« <196> »Selbstverständlich: wir sind interniert for the duration, für die Dauer dieses Scheißkriegs!« »Also mir hat der wachhabende Offizier, der mit uns sympathisiert, versichert, daß die Deutschen gelandet sind.« »No das kann schön werden. Hier feiert Churchill seinen Sieg über die jüdischen Refugees <196> und der Hitler kommt schon an im Dauerlauf.« »Churchill <196> ist unser Freund.« »Wieso? Wer hat die Ordre gegeben, uns hoppzunehmen!« »Hören Sie: das ist doch zu unserem Schutz geschehen, vor den Deutschen, allenfalls auch der Hysterie gewisser englischer Kreise.« <196> »Reden Sie doch keinen solchen Blödsinn! Man hat vor, uns gegen englische Kriegsgefangene auszutauschen, ich weiß das aus einer Geheiminformation des MI2.« »Es sind nämlich, unter uns gesagt, schon Friedensverhandlungen im Gang.« »Die britische Weltmacht wird nie...« »Ich bitt Sie: die verteilen Gewehre aus dem ersten Weltkrieg an die Zivilisten im Hyde Park. Wir sind doch völlig unvorbereitet.« »Wer wir? Wir sind bloody foreigner, dirty Jews, expendable. Und wie das auch ausgeht: wir kommen dabei um.«

Gegen solche Schwarzseher und ihr »Schaudergeschwätz« erhob der junge Kanitz von Anfang empörten Einspruch. Er bediente sich dabei eines journalistisch geschulten, humanitären Vokabulars: Er brandmarkte den Mangel der Refugees an Rückgrat und Haltung, an demokratischer Gesinnung, an Vertrauen in die Substanz westlicher Welt, und in die Logik der Weltgeschichte, rügte die Scheuklappen eines engen

Egoismus, der inmitten einer Katastrophe von kosmischem Ausmaß (er scheute vor solchen Hyperbeln nicht zurück) nur die eigene Misere zu verspüren imstande sei <196> wobei man allerdings feststellen konnte, daß derlei Pathos wenig Zustimmung fand, auch wenn man sich darüber nicht geradezu <196> wie so manche <196> lustig machte.

Zusamengedrängt wie Vieh, hatte man überdies ständig Hunger, da man nicht mehr als ein Stück Brot und etwas Kartoffelsuppe bekam. Wollte man sich waschen, stand man stundenlang Schlange vor einer rostigen Röhre, aus der kaltes Wasser tropfte. Die Schlafstellen, der Boden einer Scheune, oder das Gras, über das ein Zeltdach gespannt war, waren feucht und kalt. Es regnete und nebelte. Die wenigen Soldaten, die uns bewachten, wurden ungeduldig, mitunter grob, auch um Distanz zu halten, woran insbesondere den Offizieren lag, und liegen mußte, indes sie mit ihren ledernen Stöcken leger hantierend, eine britische Variante nonchalanter Gleichgültigkeit und Verachtung zur Schau trugen. Der junge Kanitz aber war genügsam, beklagte sich nie, verlor nie die Geduld, war immer glatt rasiert, sauber, auch in seiner Bekleidung, obschon er ja auch nicht mehr hatte als eine Hose, eine Jacke, das gleiche Hemd, die gleiche Unterwäsche, da es zunächst noch die Uniformen für Kriegsgefangene nicht gab, die wir später zu tragen gezwungen wurden.

Man machte sich Luft mit Gespött <196> im Sinne der schon angeführten Bezeichnung der Internierung als Großbritanniens Triumph über die Menschen, die vor Hitler fliehend, in England Asyl und Schutz gesucht hatten-- wie übrigens auch die Zeitungen, die ab und zu in unseren Verhau kamen, um die prekäre Lage des auf seine Verteidigung unvorbereiteten Landes mit der Nachricht einer positiven Aktion ein wenig zu bemänteln <196> »the internment of enemy aliens« so behandelten, als ob mit dieser Maßnahme etwas Wichtiges zur Verteidigung Englands getan worden sei.

Man mochte sich auch in der eigenen Rolle dramatisieren: Wie man hilflos ankam und meinte nun würde die Menschenwürde in einem wiederum geachtet, nachdem die Nazis unsereinen <196> wenn einem nichts Ärgeres passiert war <196> in den Dreck geworfen hatten. Und was tun unsere demokratischen Freunde? Sie sperren uns ein, behandeln einen wie gefährliches Ungeziefer und wollen noch: man soll das einsehen. Diese Hypokriten, diese falschen Freunde! <196> So ungefähr redete man. Der junge Kanitz war <196> ebenso wie manche der in England erzogenen Studenten der elitären Universitäten von Oxford und Cambridge <196> unter den Wenigen, die derlei widersprachen. Unermüdlich wiederholte er seine <196> schon früher, beim Ausbleiben seiner Rekrutierung wiederholte Meinung <196> der Schutz vor feindlichen Spionen rechtfertige auch diese Maßnahme -- woraufhin er angepöbelt wurde, da die Majorität entschlossen war, über ihr Schicksal empört zu sein.

»Der Engländer ist fair«, sagte Kanitz, »die englische Behörde ist gerecht.« Man wurde zunächst auf die Isle of Man per Schiff in einen Kurort gebracht und in kleinen, von allen Möbeln entleerten Hotels längs der an der Küste entlang laufenden Hauptstraße einquartiert <196> zumeist mit hübscher Aussicht aufs Meer <196> in engster Nähe der Bevölkerung, die am Stacheldraht vorbeiflanierend einen als »den Feind« in Augenschein nahm, übrigens zumeist ohne sonderliche Demonstrationen von Feindseligkeit. Die jungen Männer aber unter den Internierten wurden alsbald wieder zurück in den Hafen von Liverpool geholt und in größere mit Stacheldraht abgesicherte Transportschiffe verfrachtet. Wir »refugees« wurden im Schiffsbauch verladen, indes man die deutschen kriegsgefangenen Soldaten, die man aufgrund der Genfer Kriegskonventionen und der Tatsache, daß sich eine ungleich größere Anzahl von Briten in deutscher Gefangenschaft befanden, gut zu behandeln alle Ursache hatte, in den oberen Decks, den ehemaligen Touristenkabinen unseres für den Truppentransport beschlagnahmten ehemaligen Luxusdampfers untergebracht wurden.

Wir fuhren ohne Schutz von Kriegsschiffen, im Zickzack durch das von deutschen U-Booten beherrschte Meer und hatten das Glück <196> indes ein anderer ähnlicher Transport versenkt wurde und die Hälfte der Gefangenen ersoff <196> einem U-Boot Angriff zu entkommen, bei dem wir <196> wie gesagt: im Bauch des Schiffs <196> in Hängematten zu hunderten kotzend <196> man glitt, da alle Kübel übertoll mit Kotze

waren, auf dem glatten Boden in dem ausgespienen Essen aus <196>, keine Chance des Überlebens gehabt hätten. Und doch ging es manchen jungen Leuten, wie mir, nach dem Hungern in England nun gut. Denn jeden Morgen konnte ich mir das reichliche Frühstück auch derer, denen viel zu übel war, als daß sie etwas hätten zu sich nehmen können, gut schmecken lassen, und zwar eben weil ich zu jung, zu dumm, zu roh, zu robust war, als daß meine animalische Zuversicht der realen Gefahr und der Widerwärtigkeit unserer Lage anders als mit Blindheit hätte begegnen können. Auch hielt ich alles, was ältere, erfahrenere Leute zu sagen hatten, die unter anderm darauf hinwiesen, daß wir bei einem Angriff aus dem Gehege des Stacheldrahts nicht zu den aufwärts führenden Stiegen kämen, nur für den üblichen Refugee-Pessimismus.

Ich erwähne das, um den Gegensatz zu Kanitz hervorzuheben. Die jungen, kriegsgefangenen deutschen Soldaten <196> Fallschirmjäger, kühne, zum Teil halbwüchsige Burschen, die über Feindesland in den Niederlanden abgesprungen waren und gefangengenommen wurden, <196> zeigten sich auch in bester Laune, wenn wir ihnen beim Abholen der Rationen begegneten. Sie versicherten uns, das Schiff <196> wohin immer es uns auch zu bringen bestimmt sei <196> werde, ohne seinen Bestimmungsort zu erreichen, auf halbem Wege umkehren, da Hitler nun gewiß schon England erobert hätte. Und dann würde es ihnen gut und uns an den Kragen gehen -- woraufhin sie in diszipliniertem Chor ihre Lieder anstimmten: »Heute gehört uns Deutschland und morgen die ganze Welt«, oder auch »Wenn das Judenblut vom Messer spritzt.« Es kam zu Auseinandersetzungen, zu kleinen Schlägereien, bei denen die britischen Soldaten sogleich eingriffen und offenbar, indes sie die gefangenen deutschen Soldaten bloß in ihre Quartiere abdrängten, unsere Leute beschimpften und mit vorgehaltenem Gewehr bedrohten. Kanitz, wie immer an der gemeinsamen Sache teilnehmend, verfaßte nun mit anderen unserer »Prominenten« einen Protest an den military commander, der auf unsere, den Briten anhängende Gesinnung hinwies und sich über die diskriminierende Behandlung <196> im Vergleich zu den deutschen Kriegsgefangenen <196> höflich beschwerte, was den maßlosen Zorn dieses Offiziers erregte. Denn eine solche <196> wie er meinte: »unverschämte« <196> Beschwerde konnte nur zu seiner ständig gereizten Nervosität beitragen. Er wußte, daß sein Schiff, mit über tausend Gefangenen überladen und einer schlecht trainierten Bewachungstruppe, im Fall eines Angriffs zu wenige Rettungsboote hatte. Auch ärgerte ihn, daß er selbst einer Generation und Garnitur angehörte, die, für einen aktiveren Kriegsdienst als untauglich befunden, nur mit der Verantwortung für einen Transport betraut worden war, der, angesichts der Invasionsgefahr, geringe Bedeutung hatte. Die Folge des Protests war, daß bei den wenigen Malen, bei denen unserem Kontingent gestattet wurde an einem der Decks Luft zu schöpfen, die Offiziere uns anschrien und mit ihren vornehmen Knüppeln bedrohten oder auch auf einen oder den Andern einschlugen, wie auch die wachhabenden Soldaten, die etwa einem Trupp der Unseren, nach Stunden des Wartens, gestatteten, auf die Latrine zu gehen, uns gerne mit Bayonett auf vorgehaltenem Gewehr in gehörige Furcht zu versetzen trachteten.

Als wir einen breiten Strom aufwärts fuhren, wußten Kundige, dies sei der St.Lawrence und wir seien also für die Kriegsdauer nach Kanada abtransportiert worden. An unserem Bestimmungsort angelangt, erwarteten uns schwer bewaffnete kanadische Truppen in ehrenvoll militärischer Haltung. Jedoch nach Empfangnahme der gefangenen deutschen Soldaten, als die Kanadier angesichts unserer müden, zum Teil verschmutzten und <196> ohne militärische Ordnung <196> durcheinander drängenden und redenden Masse erfuhren, wir seien nicht die von England <196> absichtlich irreführender Weise <196> angekündigten gefährlichen Nazis und imponierend disziplinierten Krieger des Dritten Reichs, sondern bloß Zivilisten, und noch dazu Juden, änderte sich ihre Haltung und sie stahlen uns fast alles, was man noch mit sich getragen hatte.

Der Kommandant des Lagers aber versicherte uns hierauf, er wisse, wir seien zwar Juden, wir müßten uns aber, gemäß der Ordnung für Kriegsgefangene, dennoch waschen. Auch sollten nun die Kriegsgefangenen-Uniformen an uns verteilt werden, die wir tragen mußten, was wiederum zu vergeblichen Protesten seitens der Lagerinsassen führte, die als »Refugees« anerkannt werden wollten.

Kurz nachdem einer unserer Verrückten bei dem Versuch aus einer der Hütten zu klettern (angeblich wollte

er fliehen) von den auf ihren Türmen mit Maschinengewehren ausgestatteten Wache erschossen worden war, fand die Verteilung denn auch plangemäß statt; und zwar unter der humorigen Obrigkeit eines kanadisch gemütlichen, mächtigen Sergeant-Major, der bei jeder Gelegenheit zu unserem, ihm bei diesem Amt assistierenden Lagerpersonal gewendet, seine Kommentare machte: »Oi oi oi oi what a kike, what a dirty little Jew is this!«, »what a Shylock!«, oder auch »what a worthy son of the tribe of Abraham, have we here!«, ehe er dem Betreffenden seinen Kittel aushändigte.

Das sei gar nicht so gemeint, hieß es. Der Sergeant Major hätte nun einmal Sinn für Humor. Mancher mußte sich sagen: es geht uns eigentlich recht gut. Wir waren außerhalb der Gefahrenzone, hatten vor allem reichlichst zu essen: Corned beef, Honig, Brot, Zwiebel, Käse, Äpfel. Alles im Überfluß. Ein Dach überm Kopf; und wenig Zwangsarbeit, die sich leicht über die Menge der Gefangenen, verteilen ließ.

Der junge Kanitz war jedoch durchaus nicht gewillt die Vorteile einer Situation anzuerkennen, die er als Schande empfand, wenn er auch diejenigen, die diese Schande über uns verhängt hatten, verantwortlich zu machen ablehnte.

Er konnte sich in jenen Monaten nicht verhehlen, wie schlecht es mit dem Krieg stand. Man hörte, London werde unaufhörlich bombardiert. Das kontinentale Europa war in Hitlers Händen. Immer mehr griff die Meinung um sich: Das ist das Ende: »Der Hitler verschluckt die ganze Welt.«

Der Dichter Hans Werner Cohn wußte: »Die meisten von uns werden den Krieg nicht überleben. Einige wohl <196> aber am Rande, in einer Schattenexistenz.« Ein älterer Historiker, Expert für deutsche Geschichte, sagte resigniert: »Wir werden aller Wahrscheinlichkeit nach zurückgeschickt, kommen ins Ghetto, nach Polen, nach Lublin (man wußte derlei, so wenig man von den Ausmaßen des Hitlerschen Genozidversuchs an den Juden wußte), oder direkt ins Massengrab.« Auch gaben sich manche der erfahreneren älteren Leuten solchen Reden und Prophezeiungen mit bitterem Elan hin und bewiesen eine gewisse Genugtuung, wenn es ihnen gelang, einen unwissenden Optimisten mit ihrem unerbittlichen und relativ fundierten Pessimismus aufzurütteln, zu erschrecken, oder in Sorge zu versetzenn.

Der junge Kanitz erlebte all das sowohl bewußter wie auch defensiver als unsereiner. Es gab unter uns manche, die, wie man damals sagte: »viel durchgemacht hatten«. Nicht Wenige waren von den Nazis zusammengeschlagen, eingesperrt und in KZs geschunden worden. Manche trugen Spuren der Folterungen an ihrem Körper, andere hatten zumindest unter schwerster Bedrohung mitansehen müssen, wie ihre Kameraden oder Freunde zu Tode geprügelt, erschossen, oder erhängt worden waren. Zwei Freunde von mir waren, vor den deutschen Truppen durch Polen geflohen, gefangengenommen worde, hatten sich dann, weiß-Gott-wie, nach Litauen durchgeschlagen und waren verlaust und halb verhungert, wie durch ein Wunder, auf einen Transport nach England gekommen, wo man sie in ein Auffanglager gesteckt hatte. Aber kaum daß sie sich, von dort entlassen, in Freiheit eine dürftige, selbständige Existenz geschaffen hatten, wurden sie nun als feindliche Ausländer interniert. Wieder Andere hatten auf der Flucht vor deutschen KZs oder Verfolgung nur den Weg nach Frankreich gefunden, um dort in ein Lager zu kommen, und waren <196> da sie sich nun bei uns im Lager befanden <196> seit Jahren nur mehr Gefangene gewesen.

Diese Leute, die »viel durchgemacht« hatten, litten zumeist an nachwirkenden Angstträumen, Ticks, diffuser Angst, oder tiefer Verunsicherung und latenter Selbstverachtung; manche auch an einer Verzweiflung, wie sie Menschen, die, reduziert auf ein Überlebensmimum, »in extremis« zu existieren gezwungen worden waren, oft überkommt (als hätten sie die, nur noch mit dem Tod zu beantwortende, nackte, grauenhafte Wahrheit des menschlichen Elends erfahren; wie ja auch so viele der ehemaligen KZler sich irgendwann dann doch umbrachten.) Sie wollten aber daher auch begreiflicherweise von den erfahrenen Torturen, den Miseren, dem Entsetzen, den unvergeßlichen Demütigungen und Entbehrungen etwas haben. Und so kam es oft unter den Flüchtlingen zu Gesprächen, in denen einer den anderen mit dem was er »durchgemacht« hatte, übertrumpfen wollte. Es gab da eine Rangordnung, der gewöhnlichen Rangordnung so fremd wie es

etwa in Gefängnissen jene Hierarchie ist, die den Mörder über den Einbrecher und beide über den Taschendieb oder bloßen Betrüger stellt. Nur war es hier die Rangordnung der Opfer je nach der Schwere des Erlittenen, derzufolge der im KZ Gefolterte, dem etwa ein Auge fehlte, oder dem man Knochen im Leib gebrochen hatte, über einem stand, der nur ein paar Wochen »abgedient«, vielleicht bloß ein paar Mal verprügelt worden war, oder gar einem, der nur zum Straßenreinigen oder Abortwaschen von SA Leuten gezwungen worden war. »Was hat der schon durchgemacht« hieß es dann, »der war ja nicht einmal im KZ!« Usf.

Kanitz, der seinen Vater im KZ verloren hatte, hätte da immerhin mitreden können, sodaß ihm gehöriger Respekt bewiesen worden wäre. Aber er erwähnte den Tod seines Vaters mit keinem Wort und wollte überhaupt von dieser Prahlerei mit <196> wenn auch wahren <196> Schreckengeschichten nichts wissen. Man sollte, betonte er in seiner didaktischen Weise, statt in Eingeweiden der Vergangenheit zu wühlen jetzt an die Zukunft, das bessere, das einige Europa denken. Das nahmen ihm Leute, die denn doch <196> wenn auch auf eine für den Außenseiter klägliche Weise <196> mit ihrem Unglück Staat machen wollten, übel, und sahen nicht ein, wenn er sich derlei verbat und für unproduktiv erklärte. »Gut«, sagte ihm denn auch einer. »Ich habe meinen Hieb weg davon, und komm nicht davon los. Aber wer von uns <196> und dazu gehören auch die bloß Verjagten <196> wer hat da keinen Hieb weg! Und wer dürfte auch nur behaupten, daß man da keinen Hieb weg haben sollte!«

»Wer über gewisse Dinge den Verstand nicht verliert, der hat keinen zu verlieren!« heißt es bei Lessing in Anbetracht eines individuellen und bloß im Theater fingierten Falls geschändeten Menschentums. Das hätte man, das hätte der junge Kanitz sich selbst zitieren können; wenn es ihm damals auch ebensowenig geholfen hätte, wie es den von ihrer Mißhandlung Verletzten geholfen hätte, den Verstand zu verlieren. So wandte er sich dem <196> Lagerbetrieb, der Lagerpolitik zu.

»Wir« <196> bestehend aus deutschen und österreichischen Juden, nebst einem Bruchteil von »Politischen« <196> hatten als unseren »Camp-Speaker«, Repräsentanten und Führer vis a vis den kanadischen Militärbehörden zunächst einen jungen Mann von tadellosem Aussehen <196> feinen scharfen Zügen, blond, makellos in Haltung und höflichem Auftreten <196> gewählt, der sich schon auf der Überfahrt, umgeben von einem kleinen Hof der Cambridger Elite, in einer Tätigkeit hervorgetan hatte, die er nun perfektionierte, indem er sich große Gummistiefel anzog (hatte er sie mitgebracht oder sie sich vom Sergeant Major zu beschaffen gewußt?), worin es sogleich die ihn Umgebenden gleichtaten, sodaß nun das Tragen von Wellington-Boots ein Zeichen von Vornehmheit und oberstem Rang wurde. Die Tätigkeit aber, bei der sich diese Stiefel als nützlich erwiesen, war das Reinigen der Latrinen, zunächst noch auf dem Schiff und nun im Lager. Der Führer dieser Truppe, die dem Gemeinwohl diente, nannte sich »Count Lingen«, war aber, wie jeder wußte, ein echter Hohenzollern. Noch bei dem Einmarsch der deutschen Truppen in Österreich war er als deutscher Soldat dabei gewesen, dann aber offenbar nach England als Student gegangen und dort interniert worden. Nun stand er durchaus im Ruf ein überzeugter Anti-Faschist zu sein (wobei man vielleicht daran erinnern darf, daß es in manchen aristokratischen Familien Sitte war, ihre Repräsentanten in verschiedenen Lagern zu haben). Seine penible Korrektheit und sein, der Neigung zu Schlamperei und Verdrecktheit wohlwollend entgegenwirkender Reinlichkeitsfimmel stand außer Frage. So wählten <196> aus Respekt vor hergebrachter Autorität (obschon außer ein paar stolz dienenden, jungen Adligen des Kreises um Lingen, es unter uns kaum Monarchisten gab) die deutschen Juden als ihren Repräsentanten den Hohenzollern ungefähr zur gleichen Zeit, als sein Onkel, der ehemalige Kaiser Wilhelm, von Holland aus Hitler, die Erinnerung an die Schlacht bei Leuthen zitierend, zum Sieg über Frankreich feierlich gratulierte. Überdies sprach für die Wahl von Lingen auch, daß er mit dem englischen Königshaus und der Gemahlin des Gouverneurs von Kanada verwandt war, die ihn auch tatsächlich einmal vom Camp aus zu sich einluden und für die sportliche Aktivität im Lager einen von Lingen überbrachten Fuß- oder Handball stifteten. Auch hatte der kanadische Befehlshaber für den Hohenzollern den gehörigen Respekt, sodaß die <196> durchaus demokratische <196> Wahl unter den Umständen auch praktische Klugheit bewies. Wer konnte wie Lingen den höchsten kanadischen Behörden klar machen, wer wir waren, wie wenig sie von uns zu befürchten

hatten, wie nützlich sich manche Juden machen mochten, von denen die Obrigkeit allerdings alle von Kanada am liebsten ferngehalten hätten (»One is too many« <196> »Einer ist schon zuviel« <196> hieß es damals in führenden Kreisen).

Der Hohenzollern war unter den Ersten, die nach England als Befreite zurückgeschickt wurden. (Später hieß es, er habe in unglücklicher Ehe mit einer Angehörigen der bedeutenden Bier-Fabrikation-Familie Guinness gelebt, bis eines Tages seine Leiche im Rhein aufgefunden wurde, in dem er sich vermutlich ertränkt hatte.) Seinem Führer-Amt im Camp folgte ein Ex- General des spanischen Bürgerkriegs, überzeugter Kommunist, ein gemütlicher Mann, der ebenfalls als Autorität ein natürliches Ansehen bei uns hatte, sich als Militär mit den Militärs verständigen konnte und vor allem auf Ordnung und auf Ruhe sah, die er, inmitten der aufgeregten Zivilistenwirtschaft, nie verlor, außer das eine Mal, als ihm seine Pfeife gestohlen wurde und er überdies von andern Diebstählen erfahren hatte, worauf er vernünftigerweise eine Proklamation erließ, in der er für die absolute Respektierung des Privat-Eigentums eines jeden plädierte, da es unerträglich sei, wenn man seine Pfeife an einem Tisch oder auf der eigenen Matratze liegen ließe, dieselbe nicht am selben Platz wiederzufinden. Der General Kahler, der (ebenso wie der Physiker und Atomspion Klaus Fuchs) später in der Bürokraten-Diktatur der kommunistischen DDR eine angesehene Rolle gespielt haben soll, wurde, als er <196> freiwillig <196> zurücktrat, dann abgelöst durch einen ehemaligen jüdischen Industriellen, der sich als rührig und brauchbar erwies, als man, im Verlauf der Internierung begann, Fabriksarbeit für qualifizierte Internierte in Aussicht zu nehmen.

Es versteht sich, daß diese internen Mini-Regimes von den Militärbehörden völlig abhängig blieben, deren Soldaten, wenn der Stacheldraht etwa nicht genügt hätte, uns mit ihren auf den Lagertürmen postierten Maschinengewehren innerhalb der Grenzen des uns bestimmten, etwa eine halbe Meile langen und einen Viertel Kilometer breiten »compound« hielten.

Wann der junge Kanitz den Ehrgeiz entwickelte, eine Rolle in der Lagerhierarchie zu spielen, ist mir entfallen. Zu der um den Hohenzollern versammelten Cambridge-Clique, die in ihrem, auf ein arrogantes Super-Engländertum geeichten Snobbismus durchaus exklusiv war, gehörte er nicht. Zu den (linientreuen) Kommunisten, die <196> ohne sonderliche Unterstützung durch den General Kahler (der zwar einen Plan, den Physiker Klaus Fuchs aus dem Lager zu schmuggeln gefördert haben soll) <196> ständig auf Camp-Ämter gerichtete Intrigen spinnen, um durch eine konsequente Propaganda und Politik ihre Machtübernahme (wenn auch nur innerhalb des Stacheldrahts) in die Wege zu leiten und jeden, der nicht ihrer Meinung war, als Feind betrachteten, gehörte Kanitz auch nicht. Auch zählte er keineswegs zu den, den Stalinisten feindlichen, aber, wenn es um Ämter ging, in ihrer eifernden Intoleranz ähnlichen Nationaljuden, welche, von den wenigen Orthodoxen unterstützt wurden, die unentwegt auf ihren Speiseregeln bestanden, bis sie, obschon zunächst von den kanadischen Militärs mit Hohn abgewiesen, ihre separate Küche durchsetzten. Manche in dieser Gruppe waren vielmehr überzeugt, daß »Assimilanten«, wie der junge Kanitz, schuld waren an dem Zorn Gottes, Adolf Hitler, und seinen Getreuen. Denn mit Blindheit geschlagen und Jehova abtrünnig, hätten wir diese Gottes-Strafe nun auch auf sie, die Unschuldigen, wie die gesamte Judenheit, als zu erleidende Buße, herabgebracht.

Auch gehörte Kanitz in seiner lagerpolitische Laufbahn nicht den Vertrauten des Ex-Industriellen an, da er, seinem humanen Idealismus gemäß, einer vornehmlich dem »business« zugewandten Gesinnung abgeneigt war. Die bloß auf Jobs, Verkäuflichkeit, auf Profit gerichtete Mentalität war ihm vielmehr ein Greuel. »Da«, meinte er, »hatte Marx ja ganz recht gehabt« <196> so unsympathisch ihm auch die Marxisten seien, die, meinte er, ihren Materialismus noch ernster nahmen als die Kapitalisten und noch tyrannischer herrschen wollten. Die ideelle Dominanz des Kapitalismus galt ihm als unmenschlich und für die Zukunft der Menschheit unvorbildlich, obschon dem Geschäft, dem business, innerhalb der Gemeinschaft eine legitime, wenn auch zu subordinierende Rolle zukäme.

Immerhin war er damals noch bereit, sich in den Dienst der Lagergemeinschaft zu stellen. Sein lager-

politisches Engagement begann mit der Schuhverteilung. Landau, ein kleiner, flinker Mensch mit einem vergeisten grauen Gesicht, der überall herumspionierte und sich dessen rühmte, daß es ihm Vergnügen mache, Leute durch Gerüchte und Provokation aus ihrer Stumpfheit zu erwecken, indem er sie in Konflikt miteinander brachte, hatte erfahren, daß sich das Küchenpersonal <196> eine mächtige Gruppe, die das Heizpersonal miteinschloß <196> infolge ihrer hervorragenden Bedeutung, eine Bevorzugung bei der Schuhverteilung sichern und die Verteilung <196> undemokratischer Weise <196> an sich zu reißen entschlossen sei. Er teilte dies dem Feuerbauch mit, einem, wie so manche Reichsdeutsche für Organisation begabten und an Organisation interessierten Menschen, der sich auf seinen künftigen Beruf und Erfolg in der Industrie schon damals kluger- wenn auch pompöser <196> Weise vorbereitete, indem er als »Direktor des Arbeitsdiensts« auftrat, d.h. eigentlich als Vorarbeiter eines wechselnden Personals (jeder sollte mal drankommen), daß zu verschiedenen Arbeiten verwendet wurde, wie der Reinigung (mit Ausnahme der, der Cambridger Gruppe vorbehaltenen Latrinen), dem Umstechen eines unerheblichen Gemüsebeets, dem Abladen von Lieferungen, sowie gelegentlichen Arbeiten für die Offiziersmesse und die Soldatenbarracken. All das war, als man noch an keine einträgliche industrielle Verwendung der Internierten dachte, im Grund minimal. Feuerbauch aber war <196> auch in Hinblick auf die Zukunft, sowie in Rücksicht auf seine Leute und das Prestige seiner Stellung in der Lagerhierarchie <196> keineswegs gewillt dem Küchenpersonal einen illegitimen Vorzug zuzugestehen, sondern wollte einen solchen Vorrang auch für seine Stelle zusammen mit dem Küchenpersonal erwirken, was zu einem geheimen Treffen zwischen Feuerbauch und dem das Küchenpersonal in dieser Sache vertretenden Baumstark führte. Von dieser Unterredung erstattete aber <196> einem verlässlichen Gerücht zufolge <196> Landau der Cambridger Gruppe Bericht, woraufhin diese, <196> nach einer Unterredung mit Arndt, dem Vertreter unserer Camp-University, die auch die Anliegen der Künstler (Schriftsteller, bildenden Künstler, Schauspieler, Musiker) vertrat, nun im Namen demokratischer »fairness« und des gleichen Rechts für alle, den Anspruch auf ein Privileg in Sachen der Schuhverteilung öffentlich zur Debatte stellte. Es war das eine Veranstaltung, bei der sich insbesondere das Universitätspersonal als beißend witzig und eloquent erwies, wenn auch als überaus weitläufig, infolge des Insistierens auf einer nach allen Seiten hin erschöpfenden Darstellung des Sachverhalts in seinen ethischen, sozio-psychologischen und philosophischen »implications«. Dies erregte die Ungeduld der kommunistischen sowie der national-jüdischen Gruppen, die <196> sogar gemeinsam <196> entschlossen waren sich der Angelegenheit kampfbereit und entscheidungsfreudig anzunehmen. So kam es zu einer Generalversammlung, in der die diversen Gruppen gegeneinander argumentierten <196> zum moros mephistophelischen Entzücken des kleinen Landau, der mit aufputschenden Reden über Korruption weiter hetzte, obschon <196> oder auch weil <196> ihn ein Anhänger von Baumstark geohrfeigt hatte. Die kollektive Stimmung im Lager, in dem sich längst ein Zustand von Spannung, Nervosität, tiefer Verärgerung und Frustrierung Ausdruck hatte verschaffen wollen, war so erbittert, daß es nicht einmal der Cambridger Elite gelang, die Schuhverteilung im Ton britischer Überlegenheit, durch Ironie und lässiges Vornehmtum einem der Ihren zuzuschaukeln. Man konnte sich daher nur auf einen unbestechlich Un- oder Überparteilichen einigen konnte und fand diesen schließlich in dem jungen Kanitz fand, welcher dergestalt zum Administrator der Verteilung mit erheblicher Majorität gewählt wurde.

Kanitz nahm die ihm übertragene Funktion mit Dank für das in ihn gesetzte Vertrauen umso lieber an, als es ihm, wie er betonte, in der Sache um das Prinzip und nicht bloß um ein Paar hundert Schuhe ging. »Schon gut, aber wir brauchen Schuhe«, rief ihm einer dazwischen. »Und zwar jetzt!« <196> Was in der Tat schon ein Einwand gegen das Kanitzsche Projekt war, umfassende Listen anzufertigen, auf denen die für eine »Abteilung« von je 40 Personen Verantwortlichen diejenigen, die einen berechtigten Anspruch auf Schuhe hatten, namentlich eintragen sollten. Zweifellos wäre das »fair« gewesen, nur verzögerte sich das Ausfüllen der Listen (zumal auch einige Angehörige der respektiven Gruppen im Lazarett waren und man sich überdies in manchen Gruppen darüber uneinig war, wer berechtigten Anspruch auf Schuhe hatte), bis eines Nachts ein Einbruch ins Depot erfolgte, wobei 35 Paar Schuhe von angeblich 260 Paaren gestohlen wurde <196> Landaus Meinung zufolge: natürlich vom Küchenpersonal. Als es aber daraufhin zu böartigen Unruhen kam, übernahmen der kanadische Quartermaster und unser Sergeant Major die Verteilung selbst <196> nach ihrem Gutdünken. Dem Lagerpersonal ließ der Sergeant sagen: »They could go to hell.« Wenn sich

irgendwer auch nur mit einem Wort, mündlich oder schriftlich, an ihn wenden sollte, so würde er ihn mit reduzierter Ration in Einzelhaft versetzen. Achselzuckend, vielfach mit dem Kommentar: »Das hab ich schon immer vorausgesehen, daß es so ausgehen wird«, ließ man daraufhin die langweilig gewordene Angelegenheit auf sich beruhen. Auch meldeten sich dann nicht einmal genügend Anwärter auf die zur Verfügung stehenden Schuhe, sodaß übrig gebliebene Paare teils an andere Lager verschickt, teils in der Lager-Kantine zum Verkauf angeboten wurden.

Trotz dieses Mißerfolgs in der Durchführung seines Auftrags war Kanitz aber nun in die internen »regierenden« Kreise aufgenommen und durfte sich weiterhin in Camp-Angelegenheiten als Beauftragter einschalten, so vor allem in die Kontaktaufnahme mit uns potenziell oder auch schon de facto wohlgesinnten kanadischen und britischen Kreisen. Dies war für uns im Jahr 1940/41, wie sich bald herausstellte, eine lebenswichtige Aufgabe. Denn wenn wir vor Kriegsende (und der Krieg dauerte an bis '44) freikommen konnten, so mußte gehöriger Lärm in einflußreichen Kreisen geschlagen werden, bis das englische Parlament und die Regierung die Ungerechtigkeit unserer Behandlung anerkannte. Es waren in Kanada vor allem die jüdischen Komitees zu gewinnen, um Aufenthaltsbewilligungen für uns zu erwirken, sowie auch in USA, in Anbetracht der in manchen Staaten wie New York ins Gewicht fallenden jüdischen Wählerschaft und deren finanziellem Einfluß; ferner prinzipiell liberale und/oder linksdemokratische Organisationen oder Prominente. Diese ansprechbaren Stellen in USA waren sogar von besonderer Wichtigkeit, da, nach Hitlers Eroberung des europäischen Kontinents, Englands Hoffnung zunächst ja ausschließlich darauf beruhte, die Vereinigten Staaten als Partner im Krieg gegen den Faschismus zu gewinnen.

Kanitz zeichnete sich durch seine journalistisch geschulte Suada und verbissenen Eifer in der Arbeit an der für unsere Sache zu führenden Korrespondenz aus. Er hatte recht, Internierte, die sich, wie unsereiner, in indifferent passiver Skepsis und billigem Spott allen Lager-Funktionen fernhielten, als egoistische Parasiten zu kritisieren und <196> meist vergeblich <196> zur Rede zu stellen.

Bei der Darstellung dieser Verhältnisse muß ich jedoch nun chronologisch Auseinanderliegendes, sowie manches, das sich erst nach unserer Befreiung aus der Gefangenschaft herausstellte, subkutan aber schon vorher spürbar war, vereinfachend zusammenfassen.

Was die Einstellung zu uns »refugees« betraf, so war, unter Betonung der Menschenrechte mit gutem Recht und bestem Gewissen, gegenüber der massenmörderischen Gesinnung und Praxis des nationalsozialistischen Terrors (wenn auch mit nötiger Verschweigung der nicht minder massenmörderischen Praxis der stalinistischen Sowjetunion) auf einer weithin proklamierten, internationalen Konferenz der Westmächte den Opfern und Flüchtlingen vor dem Nazi-Regime im Prinzip humanitäre Fürsorge und Sympathie verkündet worden. In seiner Praxis aber sperrte sich jedes Land, ob nun die kleine, nicht nur gegen Unbemittelte feindlich gesinnte Schweiz, oder die große USA, nach Tunlichkeit gegen die Aufnahme dieser unliebsamen Fremden, sodaß etwa das Immigrantenland USA in den entscheidenden Jahren sogar die bisher zulässige Einwanderungsquote de facto herabsetzte.

Wie war unter diesen Umständen nun die kollektive Selbst-Darstellung und -Anpreisung von unsereinem zu bewerkstelligen? Empfahl sich etwa in dem spärlich bevölkerten, riesigen Kanada Protest gegen eine Behörde, die zwar Arbeitern in der Landwirtschaft <196> aber christlichen, zum Beispiel aus Polen oder der Ukraine <196> die Einreise gewähren mochte, nicht aber Juden? Gewiß nicht. In bedauernswerter Unkenntnis, zum Beispiel der Mentalität der Zionisten, war man ja offenbar in kanadischen Beamtenkreisen vorwiegend der Ansicht war, Juden seien nicht nur zu unpatriotisch und zu feig zum Militärdienst (und überdies erwiesenermaßen Landesverräter ihres <196> deutschen! <196> Vaterlands), sondern sie würden, ehrlicher Arbeit abgeneigt, sich auch bloß als lästig klevere Anwälte oder profitsüchtige Händler auf Kosten des produktiven kanadisch-christlichen Bürgertums breit machen, sodaß eben, wie schon erwähnt, ein hoher Beamter betreffs jüdischer Einwanderung befand, daß schon Einer zu viel sei.

So wenig man etwa unsere <196> »arischen« oder »nicht-arischen« <196> Vorbestraften, Zuhälter, oder Taschendiebe <196> erwähnen wollte, so wenig waren etwa auch unsere Kommunisten zu erwähnen, deren Gesinnung den konservativen kanadischen Behörden ja weit unsympathischer war als die Ideologie der Nazis. Zu betonen war vielmehr, selbstverständlich, unsere große Anzahl hervorragend befähigter, fleißiger und ambitionierter Menschen, die es später denn auch weit brachten. Insbesondere aber war etwa die Anzahl der in der Landwirtschaft Verwertbaren oder zu freiwilliger landwirtschaftlicher Arbeit Bereiten im Rahmen des Kriegsnotwendigen hervorzuheben und gegebenenfalls etwas zu übertreiben. Sollte man aber auch, angesichts des »One is too many«, die Tatsache, daß die Allermeisten von uns eben Juden waren, con sordino behandeln, wozu manche areligiöse »Assimilierten« gerne bereit gewesen wären? Das wieder nicht. Denn wenn es Organisationen gab, die immerhin in Kanada, zum Beispiel in einer Stadt wie Montreal, einen Druck auf die Regierung auszuüben im Stande waren, so eben doch die jüdischen Komitees, denen man also mit gehörigem Judentum aufzuwarten hatte, gerade auch weil sie den zentraleuropäischen Juden und deren Bereitschaft zu einem <196> ihrer Ansicht nach <196> rückgratlosem Assimilantentum (bei weiterhin »treudeutscher« Gesinnung und Überheblichkeit) sowieso mißtrauten, wofern sie nicht überhaupt zu der Ansicht neigten, daß man den kanadischen Antisemitismus durch einen weiteren Schub von lautstarken jüdischen Immigranten nicht noch weiter provozieren sollte. Auch mußte man <196> insbesondere in späteren Jahren <196> darauf achten, den meist von gepflegten Damen eines gehobenen jüdischen Mittelstands vertretenen Organisationen mit gehöriger Dankbarkeit zu begegnen, wogegen manche vom Schicksal ihrer Ansicht nach zu Unrecht Hergenommene rebellierend in gesellschaftlich inakzeptabler Weise aufbegehren, als ob die ihnen zugemutete Portion von Schmeichelei (oder, wie sie meinten, Speichelleckerei), die man von Leuten, die in ihrer Heimat vergast worden wären, immerhin als ein Minimum verlangen konnte, eine Zumutung sei. (Auch gab es später bei den obligaten Freiwilligenmeldungen anlässlich der Einbringung der Ernte im Herbst, wo es zu beweisen galt, daß man für Kanadas »war effort« sein »bit« beizutragen bereit sei, Einige, die sich davor zu drücken versuchten).

Sorgen dieser Art konnte man als ein Verantwortlicher wie Kanitz, in Bezug auf Kanada sehr wohl haben. Auch gegenüber ansprechbaren Stellen in der USA, galt es, wie von amerikanischer Seite betont wurde, immer wieder auf die großen demokratischen Prinzipien dieser humanitär gesinnten und allen Hilfsbedürftigen stets offenen Großmacht hinzuweisen, die, bei einhelliger Bewunderung von uns allen, zugleich zu zuversichtlicher Hoffnung auf die zur Einwanderung Qualifizierten berechnete, welche, unter Beweis eines für sie finanzielle Garantien leistenden, amerikanischen Staatsbürgers, selbstverständlich dem Staat in keiner Weise zur Last fallen würden, <196> eine Sicherung, die selbstverständlich auch von allen, die sich um Aufenthaltsbewilligung in Kanada bewarben, vrlangt wurde, wozu wiederum Komitees in Anspruch genommen werden mußten, da zu allermeist nur sie im Stande waren, geeignete »sponsors« (Garanten) für die hinter Stacheldraht Isolierten aufzutreiben.

Die entscheidende Veränderung unserer Lage aber ging von England aus, dessen Gefangene wir ja waren, indes Kanada nur unsere Verwahrung während der Kriegsdauer übernommen hatte. Das auslösende Ereignis, - scheint mir im Rückblick, - war dabei die Versenkung unseres Schwesterschiffs, des Gefangenentransports Arandora Star. Zunächst war das Oberhaupt des englischen Geheimdiensts der Meinung, daß das ganze, keiner Beachtung werte Pack (>that riff-raff<) von Juden, verkommenen Linksliberalen und verdächtigen »foreigners« einfach abzuschieben und ihr unaufhörliches Geschwätz bloß zu ignorieren sei; und auch der Befehl des Prime Minister Churchill: »Collar the lot« (>Sperrt alle ein!<) schien nicht erheblich von solcher Ansicht abzuweichen. Als aber der deutsche U-Boot Held Prien die offenbar falsch beflaggte Arandora Star nicht als Gefangenentransport erkannte, sondern als ein feindliches Schiff torpedierte und zusammen mit circa tausend kriegsgefangenen deutschen Soldaten und loyalen italienischen Anhängern der faschistischen »Achse« auch ein Bruchteil unserer »refugees« ums Leben kam, trat eine Änderung ein. Das Ereignis, auch von amerikanischen Zeitungen aufgegriffen, die erfahren hatten, daß unter den Ertrunkenen Gegner des Faschismus waren, die man zusammen mit Faschisten interniert hatte, führte nun im englischen Parlament zu erregten Debatten. Liberale nahmen sich unser an und setzten den Sieg unserer Sache durch, sodaß zu Ehren der englischen Demokratie gesagt werden konnte, daß selbst unter

äußerster Bedrohung des eigenen Landes, seine Politiker Zeit fanden, das große Prinzip der fairness and der Anerkennung der Menschenrechte zu wahren, indem sie beschlossen hatten, den Flüchtlingen aus dem Dritten Reich <196> nach einer neuen gründlichen Prüfung <196> Freiheit zu gewähren; was überdies auch von Nutzen sein würde, da sich unter den Internierten für den »war-effort« nützliche Experten befänden. Die Unzufriedenheit darüber, daß dieser Prozeß der Prüfung sich dann über anderthalb Jahre hinzog und die Reaktion einiger Internierten, die behaupteten, daß man »bei uns« <196> nämlich in Deutschland! <196> von vornherein nicht die Dummheit begangen hätte, die Gegner des eigenen Gegners einzusperren, sondern sie für die eigene Sache <196> auch ohne davon ein demokratisches Aufhebens zu machen <196> verwendet hätte, war selbstverständlich, nach Ansicht von Kanitz, schärfstens abzulehnen.

Dennoch änderte sich, je besser unsere Aussichten wurden, seine Einstellung in scheinbar absurder Weise. War das die Folge davon, daß die Kommunikation mit englischen Behörden <196> man konnte nun schon fast von Verhandlungen reden <196> nun fast ausschließlich die Sache der Cambridger Elite wurde, die sich mit aus England herübergeschickten Beamten oder Offizieren fast wie gleich auf gleich zu unterhalten schienen? War es die Folge von beleidigenden Äußerungen kanadischer Militärs über das widerliche Gejammer, die lästigen Proteste, die <196> von jüdischen Zivilisten anscheinend zu erwartenden <196> Angebereien mit ihren angeblichen Beziehungen zum amerikanischen Präsidenten oder zu irgendwelchen jüdischen Parlamentariern, indes sie andere, ehrliche Soldaten den Krieg für sie führen ließen? Ich glaube, es war Ekel vor dem ganze Geflecht von politischen Machenschaften samt den sie verdeckenden großartigen Phrasen. Aber diese Phrasen betrafen immerhin doch den <196> für uns, ja sogar für die Menschheit wichtigen Unterschied zwischen <196> sei es auch relativ korrupten Gemeinschaften und jenen mörderischen und nicht weniger korrupten Diktaturen, wie der Hitlerschen, sodaß man bei aller Enttäuschung die <196> wie Kanitz sich auch nicht zu sagen scheute <196> »die verdammte Pflicht und Schuldigkeit« hatte, dankbar zu sein und zu bleiben! War es das ihm hochkommende Bewußtsein, daß auch diese unsere unbezweifelbare Loyalität zu den anti-faschistischen Mächten <196> den Demokratien und derzeit <196> bis auf weiteres <196> der Sowjetunion <196> längst nicht »uninteressiert«, nicht mehr »rein« war, sondern dem nackten eigenen Interesse diene? Und also in manchen Fällen, indem man etwa einem notorisch antisemitisch und rassistisch-isolationistisch gesinnten Abgeordneten oder amerikanischen Repräsentanten mit allerhand süßlichem Gerede schmeichelte <196> berechnende Liebedienerei, diplomatische Arschkriecherei?

Immer wieder versuchten erfahrene Leute ihm klarzumachen, wie lästig jedermann sein Idealismus fallen mußte. Zu Menschlichkeit, Freiheit, Brüderlichkeit, gesellte sich nun bei ihm auch noch der unsinnige Anspruch auf Wahrhaftigkeit, ja Wahrheit, den er auch angesichts der großen Politik der Weltmächte immer wieder geltend zu machen, die Naivität hatte. Man tröstete ihn, er sollte sich selbst damit trösten, daß man doch zweifellos auf der guten Seite, der guten Sache des kleineren Übels sei. Aber es gelang ihm nicht, sich wirksam zu derlei zu überreden. Und damals war es auch, daß er, offenbar einen Politologen zitierend, bemerkte, es möge ja irgendwann einmal vielleicht anders werden als bisher in der ganzen uns bekannten Weltgeschichte. Aber wie die Dinge lägen, habe jeder Politiker bisher nach dem Grundsatz gehandelt und handeln müssen, daß auch um der guten, d.h. eigenen Sache zum Sieg zu verhelfen, viel gelogen werden muß.

Es gab bei ihm zwar keinen radikalen Bruch. Er blieb in der Internierungszeit weiterhin bürokratisch tätig, brachte es sogar einmal bis zu dem hohen Amt des Vize-Sprechers, das er bald wieder aufgab; fand in Kanada einen »sponsor« und galt auch nach der Entlassung aus dem Gehege des Stacheldrahts unter uns Ex-Internierten als geachtete Persönlichkeit. Wir waren ja nun in Freiheit, teils in diversen jobs untergebracht, teils als Studenten finanziert, und hatten <196> zwar noch als »feindliche Ausländer« oder Staatenlose monatlich meldepflichtig <196> Gelegenheit uns weiter auszubilden, während an den Fronten des Weltkriegs noch weiter gekämpft und gestorben wurde. Wie unverdient gut, sagten sich manche, es uns doch ging! Wie glücklich war ich, wie sorglos, als ich <196> in Freiheit- ein Studium beginnen durfte!

Der junge Kanitz konnte sich aber mit alldem nicht abfinden, sich in alldem nicht zurechtfinden. Wir ändern <196> zumeist mit- und gegen-einander konkurrierend, waren nun jeder auf sein Fortkommen, seinen Beruf, seine Karriere bedacht, wobei man für andere, die sich um das Gleiche bemühten, wenig Zeit und mit der Zeit auch wenig übrig hatte. Kanitz jedoch wurde immer stiller und gleichgültiger, starrte von seinem kleinen, hochgelegenen, hübschen Zimmer in der Groß-Stadt Montreal auf den glitzernden Verkehr der Autos, bestand wohl auch einige der Prüfungen (er sollte sich in Jura ausbilden), litt aber immer mehr an Schlaflosigkeit, die ihn tagsüber etwas stumpf und wenig zugänglich machte, obschon er weiterhin höflich und korrekt in seinem Benehmen blieb. Eines Nachts aber nahm er sich in aller Stille mit einer Überdosis von Schlafmitteln das Leben. Da wir auf unseren guten Ruf im Auge der uns beaufsichtigenden Kanadier bedacht sein mußten, fanden manche dies peinlich und »undankbar«. So wurde auch möglichst wenig Aufhebens davon gemacht, zumal er sowieso keine Verwandten und kaum ihm nahestehende Freunde hatte.